Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 11

Artikel: Das erste selbstverdiente Geld
Autor: J.N.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668242

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schichte unserer Vorfahren eine beinahe unerschöpfliche Quelle bilden, zeigen Gabeln vor 1500 sehr selten. Im historischen Museum in Basel hat sich das Eßbesteck des großen Humanisten Erasmus von Rotterdam erhalten, ein Prunkstück mit silbernen Griffen und reichem künstlerischem Schmuck, der Typus der Gabel, wie sie am Anfang des 16. Jahrhunderts am vornehmen Tisch üblich war. Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts wurde das Essen allgemein mit der zweizinkigen Gabel eingenommen; sie erhielt sich noch bis heute in dieser Gestalt. Die noch bequemere drei- und vierzinkige Gabel treffen wir vom folgenden Jahrhundert an. Bei den höheren Ständen verfertigte man sie aus Silber, gewöhnlich aber waren die Griffe aus Holz oder Bein, die Zinken aus Eisen, später aus Stahl verfertigt. Unechte Silbergabeln gab es schon im 18. Jahrhundert, indem Eisen mit Silber plattiert wurde. In der Folgezeit finden wir dann diese Eßgeräte aus allerhand andern Metalllegierungen, wie Christoffel usw. Heutzutage ist die eiserne Gabel beinahe ganz außer Gebrauch gekommen.

Abendlied

Robert Blankert

Nicht Lust, nicht Leid,
nicht Leid, nicht Lust,
die ganze Welt ist still,
nun atmet meine müde Brust
endlich, wie Gott es will.

Und Leid und Lust
und Lust und Leid
wird morgen wieder sein.
Ich bin gestillt und bin bereit
und schlafe ruhig ein.

Was gestern trog,
was morgen trügt,
wie ausser uns ist dies,
wenn mütterlich der Schlummer wiegt,
das Herz ins Paradies.

Das erste selbstverdiente Geld

Er war der fünfte Sohn des armen Pfarrers von Hainichen im sächsischen Erzgebirge. Ein zarter Knabe, aber von früh auf zäh ringend, um recht viel zu lernen und seinen über alles geliebten Eltern eine Stütze zu sein, wurde er nachmals einer der berühmtesten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, Liebling Friedrichs des Großen, Liebling weitester Kreise bis in unsere Zeit hinein mit seinen Fabeln und Kirchenliedern: Christian Fürchtegott Gellert.

Ein jedes Jahr bescherte dem Pfarrhause zu Hainichen neuen Familiensegen, bis es zuletzt fünfzehn Geschwister waren. Da galt es sparsam wirtschaften, und Schmalhans wurde Küchen-

meister. Eines Sommertages saß, Gemüse putzend, die Mutter in der Gartenlaube und klagte der helfenden ältesten Tochter ihre Not: nachdem kürzlich wieder ein Kindlein angekommen, zerbreche sie sich fast den Kopf, wie es mit dem vorher schon so knappen Haushaltgelde reichen könne.

Und nun war gestern auch noch die schwarze Henne, die am wackersten von all ihren Genossinnen Eier gelegt, in den Brunnen gefallen. An das teure Rindfleisch, so schloß die bekümmerte Mutter ihre Klage, wage sie nun gar nicht mehr zu denken. Allenfalls ein halbes Pfund für den Vater möchte sie gern noch kaufen; der aber wolle ja nichts anrühren, von dem nicht jedes seiner Lieben auch mitkosten könne.

Während die Mutter so ihr Herz ausschüttete, saß der kleine elfjährige Fürchtegott mit seinem Buche am offnen Fenster. Nicht lesend, sondern lauschend ließ er seine sanften blauen Augen bekümmert auf der Mutter mildem Antlitz ruhen, bis sie zu Ende geredet. Ihre Worte fuhren ihm durchs Herz und spornten ihn zur Tat.

Heimlich schleicht der Knabe zur Gartenpforte hinaus und läuft geradewegs zur Apotheke auf dem Marktplatz. Die Mütze in der Hand, betritt er bescheiden den altertümlichen Laden und fragt, ob er vielleicht heilende Kräuter in Wald und Wiese für den Herrn Apotheker sammeln und sie ihm zum Kaufe anbieten dürfe. Genau wisse er die nützlichen Pflanzen von den unnützen oder gar giftigen zu unterscheiden. Und wolle so gern etwas verdienen.

„Ei, ei! wofür denn?" fragt halb spöttisch der Apotheker; „ich bin noch auf lange mit Kamillen, Holunder und ähnlichem versehn."

Als er merkt, wie der Knabe betrübt den Kopf hängen läßt und aufsteigende Tränen zu bemeistern sucht, fügt er milder hinzu: „Du kannst ja im Herbst wieder anfragen", und reicht ihm zum Trost ein Stück Johannisbrot.

Dankbar wickelt der kleine Fürchtegott die Süßigkeit in ein sauberes Tüchlein für die zwei jüngern Schwestern und schreitet nachsinnend über den sonnbeschienenen Marktplatz.

Plötzlich leuchtet ihm ein neuer Gedanke auf. Wohnt da drüben nicht der Herr Stadtschreiber, an dessen Fenstern man immer junge Burschen emsig schreiben sieht? Und hat nicht der Lehrer wie der Vater ihn schon manchmal wegen seines flinken und schönen Schreibens belobt?

Einen Freudensprung tut er. Ja, dort will er anklopfen und sich nicht so schnell abweisen lassen. Mutig, wenn auch mit zitternder Hand drückt er die Klinke der Amtsstube nieder und trägt dem Gestrengen alsbald sein Anliegen vor.

Auch der Herr Stadtschreiber will zuerst belustigt lachen. Jedoch aus des Knaben seelenvollen Augen, aus seinen anziehenden Zügen leuchtet etwas, das ihm Achtung einflößt. An seinem Schreibpulte läßt er den Knirps zur Probe eine Seite voll schreiben. Klar und deutlich stehn in wenigen Minuten die Wörter da. Wie gut eingedrillte Soldaten, musterhaft in Reih und Glied.

Wohlgefällig streicht der Amtsschreiber dem kleinen Mann über die heißen Backen.

„So komm denn, wenn der Herr Vater nichts einzuwenden hat, täglich nach Schluß der Nachmittagsschule hierher. Ich gebe dir leichte Abschreibearbeit, und am Samstagabend erhältst du deinen Lohn. Gleich am Montag darfst du beginnen."

Dankesvoll verabschiedet sich der Kleine, jubelnd eilt er nach Hause, aber ängstlich hütet er sein Geheimnis. Alle Nachmittage begibt er sich nun, statt zu spielen oder zu lesen, still in die Amtsstube. Freilich schauen ihn die zwei andern Schreiber, Burschen von sechzehn und achtzehn Jahren, über die Achsel an, weil er kaum über das Pult reicht. Sie hänseln ihn, wo sie können.

Aber Fürchtegott verschluckt seine Tränen und schreibt mit glühenden Wangen drauflos, ohne an etwas anderes zu denken, als daß seine Arbeit dem Herrn Stadtschreiber zu Dank ausfallen möchte. Und bisweilen, wenn er den Federkiel eintunkt, stellt er sich die erstaunten Augen der Mutter am nächsten Samstagabend vor.

Endlich ist er da, der ersehnte Samstag. Das wackere Schreiberlein empfängt in Gegenwart der älteren „Kollegen" von dem Herrn Stadtschreiber lautes Lob, einen Gulden Wochenlohn und die Erlaubnis am nächsten Montag wieder anzutreten. Der sonst so zurückhaltende Knabe beugt sich auf die gütige Hand des Spenders und küßt sie leise.

Dann stürzt er, sein erstes selbstverdientes Geldstück fest umklammernd, fort zu seinen Lieben. Im Pfarrhaus sitzen sie gerade beim einfachen Abendbrot. Vor Freude an allen Gliedern bebend, erzählt Fürchtegott in abgerissenen Worten den staunenden Eltern und Geschwistern die Geschichte des Guldens, den er vor sie auf den Tisch breitet.

Wie etwas Heiliges nimmt die Mutter das Silberstück in Empfang. Der Vater aber blickt mit seinen tiefen Augen den braven Sohn liebreich an und sagt: „Da du dies Geldstück selbst verdient hast und nun weißt, was es heißt, sich um den Erwerb mühen, so sollst du auch damit tun dürfen, was du willst!"

Gehorsam reicht die Pfarrfrau dem Knaben den Gulden zurück nachdem sie die Freudentränen abgewischt, die darauf gefallen war. Gleich darnach verschwindet Fürchtegott ungegessen auf's neue aus dem Pfarrhaus.

Bald sitzt der Pfarrer wieder über seiner Sonntagspredigt. Und die Hausfrau berät mit Wilhelmine, ihrer Ältesten, den Sonntagsschmaus, nämlich die Frage, wie man für so viel hungrige Schnäbel aus Gemüse, Salat, Eiern, Mehl und Obst das Schmackhafteste herrichten könne. Ohne Fleisch, da die Woche zuviel unvorhergesehene Ausgaben gebracht.

Plötzlich hören die beiden den Fürchtegott so stürmisch die Haustür öffnen und schließen, daß sie besorgt auf den Flur eilen, ob ihm nicht etwas zugestoßen. Die gleiche Befürchtung scheucht auch den Vater aus seinem Studierzimmer.

Da steht, keines Wortes mächtig, der Kleine und öffnet hochaufatmend mit einem glücklichen Lächeln den Deckelkorb, den er am Arme trägt. Darin liegt ein ansehnlich Stück Rindfleisch für den Sonntagsbraten und eine Unzahl Bretzeln für die Geschwister.

„Fürchtegott", ruft gerührt der Vater, „was hast du getan?" „Was du mir erlaubtest, lieber Vater; du sagtest ja, ich dürfe mit dem Gulden tun, was ich wolle."

Segnend legte der Pfarrer dem Knaben die Hand aufs Haupt. Und innig küßte ihn die Mutter.

Kaum je hat ein Sonntagsbraten im Gellertschen Pfarrhause allen so trefflich gemundet, wie der von dem ersten selbstverdienten Gelde des kleinen Christian Fürchtegott herbeigezauberte. Als er später der große Gellert wurde, hat er seinen Lieben noch manchen Sonntagsschmaus bereitet. Und allezeit hatte er eine milde Hand für Arme, ein weites Herz für Notleidende und vom Schicksal Geschlagene. Das war der Dichter des Liedes: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht" und zahlreicher anderer von der Gemeinde mit Vorliebe gesungener Choräle. J. N.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Schautänzer

Um die Gunst einer Schönen zu erringen, werden bekanntlich mancherlei besondere Mittel ins Treffen geführt. Nicht anders hält es der männliche Vogel. Er muss sich sogar besonders ins Zeug legen, um den gewollten Zweck zu erreichen. Weibchen gibt es im allgemeinen minder zahlreiche als Männchen. Erhörung findet somit nur der Trefflichste. Diese Trefflichkeit kann nun freilich in wenig edlen Eigenschaften bestehen, so in Frechheit. Für die gefiederte Kreatur gelten